



ROSWITHA SCHIEB

Der Berliner
WITZ

EINE KULTURGESCHICHTE



Berlin, du bist so wunderbar!

ZU BEGINN

Es lebe der Berliner Witz!

Der Berliner Witz ist verletzend. Nein, er ist schnell, scharf, intelligent, übertreibend, phantasievoll, pointiert. Der Berliner Witz ist tot. Nein, er ist unverwundlich, ja unsterblich. Schon seit Jahrzehnten, ja seit über hundertfünfzig Jahren unterliegt der Berliner Witz immer wieder Konjunkturen, wird totgesagt, nimmt an Fahrt auf in verwandelter Gestalt, lässt sich erneut zurückdrängen, bekrabbelt sich und ist lebendig bis heute. Er hat bislang alle Zeiten rasanter demografischer Umwandlung, an denen Berlin so reich ist, überstanden und blitzt in einer Zeit, in der man mittlerweile in manchen Läden oder Restaurants gerne nur auf Englisch bedient wird, an verschiedensten Stellen der Stadt auf: in den sprachspielerischen Aufschriften der orangefarbenen BSR-Mülleimer, in originellen Ladenschildern und Friseurnamen, auf Märkten, in Taxis, in Traditionskeipen, die wider Erwarten doch noch existieren, und nicht zuletzt auf den Berliner Kabarett- und Comedy-Bühnen.

Da Berlin historisch gesehen durch Zuzug und Einwanderung groß geworden ist, sind nicht nur in den ursprünglich niederdeutschen Berliner Dialekt französische, jiddische und slawische Wendungen eingeschmolzen. Auch der spezifische Berliner Witz verdankt seine Schärfe und seine Selbstironie jüdischen Einflüssen und dem spielerischen Wörtlichnehmen der Sprache durch schlesische Zuwanderer.

Tatsächlich entwickelte sich im 18. Jahrhundert aus der Tradition willkürlicher Prügel unter dem Soldatenkönig nicht nur die Volksbelustigung der öffentlichen Keilereien, sondern mit der Zeit auch die verbale Schlagfertigkeit. Erst um 1750 begann sich der Berliner Witz langsam zu regen, und zwar am Hofe unter Friedrich dem Großen, im Bürgertum und im Volk gleichermaßen. In der

Zeit des Biedermeier und des Vormärz gelangte er dann zu einer ersten Blüte. Die originellen Schimpfkanonaden und verbalen Übertreibungen von Obsthöckerinnen, Guckkästnern, Eckensteuern und anderen Vertretern des Berliner Volkes sind meisterhaft in Adolf Glaßbrenners Dialogen festgehalten. Nach einem Tiefstand des Berliner Witzes um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren es ab 1848 vor allem jüdische Schlesier wie David Kalisch und Ernst Dohm, die durch brillante sprachspielerische Possen und vor allem durch das wortwitzig-funkelnde Satiremagazin *Kladde-radatsch* „ganz Deutschland vorm Einschlafen geschützt“ haben, wie Karl Gutzkow anerkennend sagte. Aufgrund der immer stärker einsetzenden Industrialisierung waren es ganze Menschenströme, die aus allen Provinzen nach Berlin kamen, von Heinrich Zille ebenso sozialkritisch wie humorvoll mit dem Zeichenstift festgehalten. Der Spruch „Jeder zweite Berliner ist Schlesier“, der am Ende des 19. Jahrhunderts aufkam, zeigt, dass die meisten Zugezogenen aus eben jener preußischen Provinz stammten, von wo sie nicht nur ihre sprachspielerische Ader, sondern auch Herz und Seele mitbrachten. In den Zwanzigerjahren waren es viele jüdische Kabarettisten und Satiriker, die den Berliner Witz in Kabarett und pointierten Chansons aufblühen ließen. Friedrich Hollaender schrieb geistreiche Chansons und „det kleene freche Aas“ Claire Waldoff wurde zur singenden „dollen Bolle“ von Berlin. Neben den mehr oder weniger kritischen Flüsterwitzen während der NS-Zeit erfreute sich die doppelbödige Wortakrobatik des Kabarettisten Werner Finck großer Beliebtheit.

Aber mit der Deportation und Vernichtung der Berliner Juden wurde auch ihr sprühender Witz aus der Stadt getrieben. Als Berlin nach dem Zweiten Weltkrieg unmittelbar in den Strudel des Kalten Krieges hineingerissen wurde, reagierte die mittlerweile geteilte Stadt mit diversen Witzen, Karikaturen und Kabarett – gerne auf Kosten des ideologischen Systems der jeweils anderen Stadthälfte. Die Sektorenstadt begann sich nun auch dadurch zu unterscheiden, dass in Ost-Berlin weiterhin berlinert wurde, während der Dialektgebrauch in West-Berlin neuerdings als un-

fein galt. Vergessen war wohl, dass in früheren Zeiten nicht nur Größen wie der Bildhauer Schadow und der Maler Max Liebermann, sondern auch die preußischen Könige ganz selbstverständlich berlinert hatten. In der Stagnationszeit nach dem Mauerbau wurde in den 1970er-, 1980er-Jahren immer wieder das Abhandkommen des Berliner Witzes beklagt. Und doch überlebte er in West-Berlin in komischen TV-Sketchen und witzigen Fernsehserien, während er sich in Ost-Berlin in den sogenannten Wanderwitzen, die hinter vorgehaltener Hand erzählt werden mussten, immer wieder Geltung verschaffte. Nach der Wende boomten in Berlin Comedy Clubs, Lesebühnen und andere Kleinkunsttheater für Kabarettisten und Comedians. Und es ist erstaunlich, wie viele von ihnen gebürtige Berliner sind, die all das verkörpern und all das zum Ausdruck bringen, was schon seit etwa zweihundert Jahren das Berlinertum auszeichnet: Unsentimentalität, Schärfe, Auftrumpfen, verbale Aggressivität, Wortwitz und immer wieder die Annahme, dass Berlin der Nabel der Welt sei, eine Vorstellung, die zwischen Großmannssucht und Liliput changiert.

Das Buch, das einen kulturgeschichtlichen Spaziergang durch die verschiedenen Epochen und Phasen des Berliner Witzes unternimmt, gibt etliche, auch heute noch zündende Kostproben desselben zum Besten. Allerdings sind flache Kalauer und Witze mit langen Bärten ebenso ausgespart, wie jene schlechten Witze, die sich stereotyp gegen eine Gruppe wenden wie gegen die ewig verlachten und verlästerten „Hausdrachen“ von Ehefrauen, Witze also, deren zweifelhafte Komik nur auf dem schenkelklopfenden Einverständnis eines Stammtisches beruht.

Obwohl der Berliner Witz immer wieder totgesagt wurde, ist es erstaunlich, wie überlebensfähig er ist – und das nicht nur bei den Auftritten von Kurt Krömer, Fil, Ilka Bessin und Martin Buchholz, um nur einige wenige der zeitgenössischen Berliner Kabarettisten zu nennen, sondern auch auf der Straße, im Bus, auf dem Markt, in der Kneipe, in den Läden und in Eisdielen mit originellen Namen wie „Eisdieler“.

Der Berliner Witz ist tot – es lebe der Berliner Witz!



SO IST DER BERLINER WITZ

Meckern is wichtig, nett kann jeder

In Meyers Konversationslexikon hieß es 1873: „Die Berliner zeichnen sich aus durch scharfen Verstand, Witz und Schlagfertigkeit. Sie haben dazu die Gewohnheit, an Großem zu mäkeln.“ Dieser Ton, dieser Witz, der vor 100 oder 150 Jahren noch die Berliner Straßen beherrschte und prägte, scheint sich heute von der Straße, aus den Läden, aus den Kneipen zurückgezogen und sich eher in Kabaretts und Comedy-Shows verlagert zu haben. Und doch kann man den Berliner Ton manchmal noch auf Wochenmärkten hören, gerne kurz vor Marktschluss, wenn die Waren in origineller Weise losgeschlagen werden sollen. Auch auf den Straßen ist er auf den Papierkörben präsent, und man kann den Einfallsreichtum der ständig wechselnden Aufschriften auf Mülleimern und Fahrzeugen der Berliner Stadtreinigung BSR nur bewundern, Aufschriften, die von den Eigenheiten des Berliner Witzes leben – auch wenn ein schickes PR-Büro dahintersteckt. Da gibt es das witzige Zusammenfügen von Niedrigem und Hohem wie in der Aufschrift „Kot d’azur“, den preußischen Befehlston „Fahrscheine bitte“, und vor allem Verballhornungen, Parodien, Wörtlichnehmen der Sprache und überhaupt Sprachspiele wie „Nahentsorgungsgebiet“, „Eimer ist immer der Asch“, „Das Dreckige muss ins Runde“, „Für alte Kamellen“, „Offen für alles“, „Das kleine Aschloch“, „Rein oder nicht rein“, „Klugschmeißer“, „We kehr for you“, „Das tapfere Eimerlein“, „Würstchenbude“ und kurz vor Weihnachten der freundliche Mülleimer-Wunsch „Frohes Rest“. Dass auf den Papierkörben auch die verschiedenen Berliner Stadtteile prominent hervorgehoben werden, knüpft daran an, dass kein echter Berliner in Berlin, sondern in seinem Bezirk wohnt. Schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit gab es derartige Sprachspielereien, als verschiedene Viertel

Dit is Berlin!

selbstironisch und illusionslos in „Klamottenburg“ und „Trichterfelde Rest“ umbenannt wurden. Jetzt allerdings geht es in Anlehnung an die Forderung „Unser Dorf soll schöner werden“ um die Reinlichkeit der Berliner Bezirke: So treten „Friedrichsrein“, „Steglitzern“, „Verschöneweide“, „Gute Sitte in Mitte“, „Leuchtenburg“, „Flotte Charlotte“, „Macht Pankow blanko“, „Glänzelberg“, „Köpeschick“ und „Boulevard Putzdamer“ in einen edlen Wettstreit um die vollsten Papierkörbe und die saubersten Bürgersteige. Originell und von hoher sprachspielerischer Qualität sind auch die Aufschriften auf den Fahrzeugen der BSR, wenn auf den Sprengwagen „Wasserati“ zu lesen ist, auf den Reinigungsfahrzeugen „Feganer“, „Kehrpaket“ oder „Räumerschiff“ und auf den Riesenschuttwagen für Sperrmüll „Tonnosaurus Rex“ oder „Tonn Voyage“ – ein letzter Anklang an die Vorliebe des Berlinischen für französische Einflüsse.

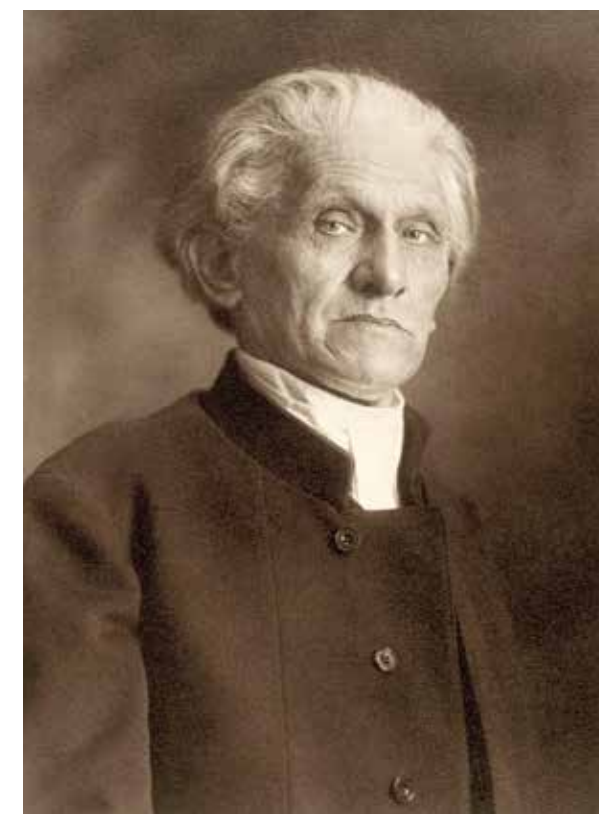
Die Liste der Eigenschaften, die den Berliner Witz ausmachen, ist lang: Er ist schlagfertig, scharfzüngig, respektfeindlich, verblüffend, blitzgeschneit, treffsicher, pfiffig, frech, laut, direkt, grob, kess, derb, aktuell, auftrumpfend, wenig hintergründig und nicht weise. Stattdessen lebt er oft von Parodie, von beißender Satire, von grotesker Fantasie. Auch wenn ein Mann, der in einer Konditorei fragt: „Ich möchte gerne Rumkugeln“, zur Antwort bekommen kann: „Aber bitte nicht hier“, kennzeichnet den Berliner Witz immer wieder eine sprachlich übertriebene Überkuglung. Der Berliner Witz ist von einer blitzschnellen Fixigkeit, die sich in dem Spruch „Eh du Würstchen sagst, ha' ick se schon jeessen“ ausdrückt.

An der Frage, ob der Berliner Witz bewusst verletzend ist, scheiden sich die Geister. Sicher aber ist, dass die offensive, aggressive und oft besserwiserische Haltung eine Dauereinstellung des Berliners ist, so, wie der Fremde, der nach dem Weg zum Kurfürstendamm fragt, mit der Antwort rechnen muss: „Jradeaus ungefähr 40 000 Kilometra. Wenn Se sich umdrehn, brauchen Se fünf Minuten.“ Der Berliner hat keinen Hang, das Gesicht zu wahren, was in anderen Regionen ein Zeichen für Kooperation, für gut-

mütiges Zusammenleben ist. Vielmehr gehen die Berliner Sprachspiele mit höherem Risiko einher, ja, der Berliner, kampflustig, wie er ist, zieht es vor, lieber mit hohem Einsatz zu gewinnen oder zu verlieren, also mit hohem verbalem Einsatz um ein cooles, oder eleganter ausgedrückt, nonchalantes Image zu spielen. Immer wieder bringt das antithetische Gehirn des Berliners im Alltag Parodien auf den hohen Ton zustande, so, wenn ein Kunde in einem Klaviergeschäft von einem wendigen Verkäufer gefragt wird: „Na, wie konveniert das Klafüfnf?“ Ebenso widersprüchlich geht es zu, wenn ein gebildeter Berliner der 1920er-Jahre sich mit einem Fremden über das Aussehen des Dichters Stefan George unterhält, der immer wieder in Berlin weilte und hier einem erlesenen, lorbeerbekränzten Weihezirkel vorstand: „Ach, den kennse nich? Det is doch der, der wie 'ne olle Frau aussieht, die wie'n oller Mann aussieht!“

Dass die Berliner Art und der mit ihr verbundene Witz von Außenstehenden immer wieder als Zumutung empfunden wird, verwundert nicht, denn die Freude des Berliners darüber, jemanden zu „verkohlen“, zu „veräppeln“, geht immer auch auf – meist seelische – Kosten anderer und ist getragen von Krakehl und Empörung, von Zurechtweisung, Belehrung, heiterer Rüge und rücksichtsloser Selbstbehauptung. So kann eine Obstfrau, die von einer Kundin gefragt wird, ob die Kirschen ausländische seien, schlagfertig antworten: „Na, wat denn, wat denn! Woll'n Se mit de Kirschen

Ist das Stefan George oder eine Frau in Männerkleidern?



sprechen?“ Auch das Dienstmädchen, das einen Teller zerbrochen hat, weiß sich zu behaupten, wenn sie auf die Frage der Hausfrau, was sie da mache, zurückgibt: „Aus een'n Teller zweel!“ Ebenfalls muss sich ein Straßenbahnschaffner die scharfen Widerworte eines jungen Fahrgasts gefallen lassen: „Nee, Kleener, für 'ne Kinderkarte biste schon zu jroß. Du musst voll bezahlen.“ – „Denn lassen Se aba ooch jefälligst det kindische Duzen.“

Widerworte sind Trumpf

Etliche Berlinforscher gehen davon aus, dass der seit vielen Hunderten von Jahren andauernde Existenzkampf der Berliner Bevölkerung aufgrund des kargen Bodens der Mark Brandenburg und Berlins und der ärmlichen Lebensbedingungen zu einer eingefleischten Selbstbehauptung geführt habe, die sich im Laufe der Zeit weg vom Gebrauch der Ellenbogen hin zum Gebrauch des Kopfes, vor allem des Mundwerks verfeinert habe. Daher stamme die den Berlinern eingewurzelte Angewohnheit, ständig aufzutrupfen, zurückzutrupfen, zu übertrumpfen, noch eins draufzusetzen, wieder zurückzutrupfen und noch einmal zu übertrumpfen, eine Angewohnheit, die naturgemäß nur dann zur Entfaltung kommen kann, wenn das Gegenüber auch Vergnügen bei diesem Sichaufschaukeln empfindet und ordentlich mittrumpft. Diese Haltung wird schon früh unter Berliner Kindern eingeübt, wie ein scherzhafter Dialog zweier waschunlustiger Jungen zeigt:

Ick wasch' mir iebahaupt bloß alle Jahre eenmal, zu Karfreitag.“ Paule will Maxe übertrumpfen: „Ick wasch' ma iebahaupt nich mehr. Zu Silvester jibt's bei uns jroßen Knatsch. Denn spring' ick von'n Disch runter, und denn platzt allet ab.

Wer auf einen verbalen Angriff bloß beleidigt, „pampig“ oder eingeschnappt reagiert, hat sich in den Augen des Berliners eine derartige Blöße gegeben, dass er nur mit Verachtung gestraft wird. Um Übertrumpfen geht es auch in einem Streitgespräch um einen Sitzplatz im Theater, bei dem ein Herr einen anderen auffordert, seinen Platz zu räumen:

„Wenn Se't nich meinetwejen tun wolln, dann tun Se't der Herrschaften wejen: von wejen Ihre Neese!“

„Wat, Sie reden von meine Neese? Sie haben doch selber so'n Ding, da kann sich'n Affe an schaukeln!“

„Na, wat Sie hab'n, det is überhaupt keene Neese, det is ne zweischläfrige Hundehütte.“

„Koofen Sie sich 'n Schwanz und jehn Se mang die Affen!“

„Is mir noch janich klar, ob ick mir in Ihre Jesellschaft wohlfühlen werde.“

Ein sehr prominentes Beispiel für Auftrumpfen und für das blitzschnelle Geben von Widerworten ist überliefert im Schlagabtausch zwischen Hausherrin und Köchin, der etwa vom Ende des 19. Jahrhunderts stammt und in dem die gesellschaftlich niederrangigere Bedienstete nicht klein beigibt und zumindest verbal den Sieg über die Herrschaft davonträgt:

Frau: Aber, Friederike, Du hast schon wieder den Braten anbrennen lassen!

Köchin: Nee, Madame, der is von ganz alleene anjebannt.

Frau (außer sich): Du freches Frauenzimmer, mach' mich nicht böse!

Köchin: Wozu denn det noch, Sie sind ja schon böse genug.

Frau: Du weißt doch, daß Du zum ersten ziehst?

Köchin (die Hände faltend): Ach, wenn doch man schon der zweete wäre!

Frau: Halt' Sie's Maul, sag' ich!

Köchin: Wozu denn? Det is mir anjewachsen.

Frau (wütend): Bist du nun ruhig, Knochen! Oder ich rufe meinen Mann!

Köchin (achselzuckend): Ja, denn jeht et mir schlecht; jejen zehne kann ick mir nich verteidijen.

Frau (verschluckt die Galle und wird etwas milder): Sag mal, Friederike, hat Dich denn der Satan verführt, daß Du immer das letzte Wort haben musst?

Köchin: Ja, ick hab' et von Ihnen jelernt!

Frau (weggehend): Geh' zum Deibel!

Köchin (ihr höhnisch nachrufend): Also soll ick wieder bleiben, Madam?

Auf- und übertrumpfende Dialoge können sich wie mit Widerhaken in die Rede des Kontrahenten bohren. Aber sogar wenn der Berliner freundlich angesprochen wird, kann er mit dem gestäubten Gefieder des beißenden Sarkasmus' reagieren, so wie der Mann, der beim Eislaufen auf dem Kleinen Havelsee einbricht, bis zum Hals im Wasser steht und um Hilfe ruft. Nach längerer Zeit kommt ein älterer Herr und fragt gemütlich: „Na, Sie sin hier wohl Schlittschuh jelaufen?“ „Nee“, sagt der Schlittschuläufer erbittert, „ick ha'n Bad jenommen und unterdessen ist der Teich zujefroren.“ Ähnlich absurd ist die Antwort eines Arbeiters, der mit einem riesigen Schlüssel an einem Hydranten herumschraubt, auf die neugierige Frage eines Passanten, was er denn da mache: „Na,

det sehn Se doch – ick zieh die U-Bahn uff.“

Berlin – der Nabel der Welt

Die Eigenschaft des Berliners, „an Großem zu mäkeln“, wie es bereits 1873 im Lexikon nachzulesen war, hängt zusammen mit einem etwas widersprüchlichen Gemisch aus Selbstgenügsamkeit, die sich zu einem übersteigerten Lokalpatriotismus aufplustert und dann auf die Sehenswürdigkeiten, auf die Schönheiten und die Größe anderer Städte, Länder und Kontinente

mit automatischer Abwehr reagiert. Ja, der Berliner empfindet alles Sehenswerte außerhalb seiner geliebten Stadt als einen Angriff, weswegen er sich auf Reisen in der Pose gefällt, dass ihn so schnell nichts beeindrucken könne. Die grundlegende Frage, ob diese Mäkeleien an großartigen und bewunderungswürdigen Dingen anderer auf einem Minderwertigkeitskomplex beruhen oder nicht, ist schwer zu beantworten. Sicherlich eignet dem Berliner nicht die natürliche, selbstverständliche Gelassenheit etlicher anderer Regionen und Länder. Eher muss der Berliner, dessen elftes Gebot „Laß dir nicht verblüffen!“ lautet, umgeben von karger Natur um Anerkennung kämpfen, anderes, ihn Verunsicherndes abwerten, um selbst den Kopf oben zu behalten. So kann ein Berliner, der in den 1950er-Jahren eine Reise nach Rom unternimmt, angesichts des Kolosseums mit Genugtuung ausrufen: „Da ham wir doch janz andre Trümmer in Berlin!“ Oder es kann ein Berliner, der in Bayern den Starnberger See und das weißblaue Massiv der Alpen, das dahinter aufragt, gezeit bekommt, auf den bewundernden Ausruf des bayrischen Fremdenführers „No, es des schee?“ unbeeindruckt antworten: „Ick weeß nich. Nehm Se de Berje wech und den See – un et is jar nischt Besonderet!“ Angesichts des schiefen Turms von Pisa gerät die Ablehnung des Berliners zu einer infantil-trotzigen Übersteigerung: „Wir ham zu Hause 'n Funkturm, Sinjohre, der steht zwar jade. Ständ' er aber schief, so ständ' er zehnmal schief als der hier.“ Mit Blick auf die Schweizer Berge kann der Berliner ausrufen: „Na, wissen Se, wenn die Berge bei Berlin ständen, wären se noch ville höher!“ Ebenso hat er keine Scheu, die Majestät des Vesuv auf sein Niveau herunterzuziehen: „der Vesuv, janz scheener Berg, der Vesuv; aber wissen Se - iba den Kreuzberg jeht doch nischt!“ Unvergessen ist auch die Berlinerin, die, begeistert von ihrer Thailandreise zurückgekehrt, die „floating markets“ in Bangkok mit dem Spreewald verglich. Oder der Berliner, der, auf der Rückfahrt von Breslau mit ihrem spannenden Kulturhauptstadtprogramm, begeistert und behaglich ausrief, als der Reisebus in einen schäbigen, schummrig beleuchteten Autobahntunnel in Berlin einfuhr: „Ah, endlich wieda zuhause!“

Die Berliner Köchin hatte Haare auf den Zähnen. Lichtdruck nach Zeichnung von Christian Wilhelm Allers, 1890



Erkenne dich selbst!

Die Grundsätze „Ick bin ick!“, „Meckern is wichtig. Nett kann jeder!“ verraten das offensiv zur Schau gestellte Selbstbewusstsein des Berliners:

Uns kann keener,
 ooch nich eener,
 an de Wimpern klimpern!
 Uff de Lippen tippen!
 Uff de Klauen hauen!
 In de Haare fahren!
 Uns kann keener,
 ooch nich eener,
 an de Wolken polken!

Zwar eignet dem Berliner eher eine pessimistische Weltanschauung, aber er hat einen kaum zu überbietenden Formenreichtum des sprachlichen Ausdrucks ersonnen, der ihn dazu befähigt, mit allen Kümmerlichkeiten und Rohheiten des Lebens fertigzuwerden. Der Berliner kriecht nicht, buckelt nicht und ist nicht dienstbeflissen. Vielmehr versucht er sehr hemdsärmelig, durch Trotz und Frechheit seine Würde zu bewahren, wie der Junge, der einen Mann nach dem Weg fragt: „Sie, Männeken, können Se mir nich sagen, wie ick zum Steinplatz komme?“ „Kannste nich en bißchen höflicher fragen?“ „Nee, denn verloof ick mir lieber.“

Die Aggressivität ist die schnelle Distanzwaffe des Berliners. Seine Unbescheidenheit rührt von der Herausforderung her, im chaotischen Schmelztiegel der sich verändernden Großstadt den Kopf oben zu halten, Ängste abzuwehren und sich in intelligenter Weise selbst zu behaupten. Der witzige Dialog zwischen einem Berliner und einem Hamburger ist ein Musterbeispiel dafür, wie man sich in Unverschämtheiten überbieten kann:

„Wat ham Se denn da für 'n eigenartigen Köter?“
 „Das ist eine Kreuzung zwischen einem Rindvieh und einem Berliner.“
 „Na, Mensch“, freut sich der Berliner, „denn sind wir ja beede verwandt mit det Tierchen!“

Eine offensive Ablehnung von Romantik als einer verlogenen, falschen Überzuckerung und selbstgenügsamer Trotz sprechen aus dem folgenden Vers:

Denkste denn, denkste denn,
 Du Berliner Pflanze,
 Denkste denn, ick liebe Dir,
 Wenn ick mit dir danze?
 Denkste denn, denkste denn,
 Daß ick um dir weene,
 Wenn de mir nich lieben dust,
 Lieb ick mir alleene.

Ohne die etwas abgenutzte Vorstellung von der „Schnauze mit Herz“ oder „Herz mit Schnauze“ strapazieren zu wollen, kann aber doch immer wieder echtes Mitgefühl durch die schroffe Schale hindurchschimmern. So ist die Begrüßung eines kranken Freundes mit den Worten „Dir haben se woll in de Scharitee uffjewischt?“, Worte, die für Außenstehende grausam, zumindest grob klingen, unter Berlinern durchaus als Ausdruck aufrichtigen Bedauerns zu verstehen. Wie wir unten sehen werden, wird das Gemütvolle des Berliners immer wieder auf den Zuzug aus Schlesien im 19. Jahrhundert zurückgeführt. Zwar zeigt der Berliner möglichst selten weiche Regungen, aber manchmal lässt er doch wie durch Ritzen ein Stückchen seines Seelenlebens aufblitzen, wie im Gedicht „Seifenblasen“ von Hans Harnisch, in dem ein Berliner Mädchen sich durch

Einmal tanzen heißt
 erst mal jar nischt.
 Zeichnung von
 Heinrich Zille, 1913



glänzende, fragile, schwebende Seifenblasen in andere Sphären erhebt, wo sie „ins Blaue kieken, oder nach den Sternen“ schauen kann, wo sie sich nach einem Lied, einem „Stückchen Herz“, sogar nach „Poesie“ sehnt, wo sie „’n bissken träumen“ möchte und am Ende jeder Strophe auf diesen sonst eher verlachten, verspotteten Bedürfnissen beharrt: „also – ick find det schön!“

Auch folgender Poesiealbumspruch ist von ungewöhnlich positiver Schwärmerei geprägt:

Eener alleene
Is nich scheene;
aber eener mit eene,
Und denn alleene,
Det is scheene!

Am allerschönsten und unnachahmlichsten aber klingt das „Erkenne dich selbst“, das Gnothi seauton des Berliners, der ja in den meisten Fällen die Introspektion ablehnt und die Selbsterkenntnis verspottet, wie es der beliebte Spruch „Mensch, jeh in dir! – War ick schon, is ooch nischt los“ überliefert. In diesem Vers aber hält das Berliner Ich, pardon Icke, die verwirrende, nahezu unheimliche Begegnung mit sich selbst in geradezu triumphaler Weise aus:

Ick sitz an Tisch und esse Klops.
Uff eenmal kloppt’s.
Ick kieke, staune, wundre mir –
Uff eenmal jeht se uff, die Tür!
Na nu, denk ick, ick denk na nu –
jetzt is se uff, erst war se zu –
ick jehe raus und kieke –
Und wer steht draußen: Icke!

Achtung, ansteckend!

Der Berliner Witz ist ohne den Berliner Jargon gar nicht zu denken, ja, dieser verleiht ihm erst die eigentliche Würze. Die Sprache des Berliners hat nicht nur eine unglaubliche Fähigkeit, fremde Einflüsse aufzusaugen und einzuschmelzen, sondern der Berliner Jargon war zu allen Zeiten ansteckend und expansiv. So drangen

spätestens seit dem 19. Jahrhundert von Berlin aus eine Fülle von Ausdrücken in die allgemeine deutsche Sprache ein, ja das Berlinische besaß deutschlandweit eine große Ausdehnungs- und Strahlkraft. Etliche Berlinismen lockerten die Hochsprache auf und wurden zum Allgemeingut. Ausdrücken wie Klamauk, etegetete, dufte, Fatzke, Göre, mickrig, piekfein, schnieke, schnuppe, schnoddrig, au Backe, doof, Tingeltangel, plemplem, Mief und knorke merkt man zum Teil noch ihre Berliner Herkunft an, zum größeren Teil aber sind sie ganz und gar in die allgemeine deutsche Sprache eingeschmolzen.

Anders als andere Dialekte, die die Zugezogenen verbal ausschließen und sie auf ihren Platz als Fremde verweisen, konnte sich durch eine Art Sprachinfluenz, also durch sprachliche Ansteckung, das Berlinische immer auch schnell auf neue, von außen kommende Bevölkerungsteile ausdehnen. Sehr schön beschrieben ist diese Fähigkeit in der kleinen Geschichte von Fritze, der in ein Heim bei Ludwigslust geschickt wurde. Die Eltern hofften, dass sich der Junge bei dieser Gelegenheit sein „schreckliches Berlinern“ abgewöhnen würde. Nach einiger Zeit erkundigte sich ein Bekannter: „Na, Ihr Sohn wird ja inzwischen das Berlinern verlernt haben und nur noch Mecklenburgisch sprechen.“ „Wo denken Sie hin“, entgegnete der Vater, „det janze Dorf berlinert schon.“

Historisch gesehen sind die Einflüsse auf den Berliner Dialekt und auch auf den Witz vor allem vom Jüdischen und vom Französischen geprägt, etwas später, vor allem ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dann auch vom Schlesischen. Weniger durch seinen kargen Sand- und Sumpfboden als durch die Einflüsse der Zugezogenen wurde der Berliner zu einem Etwas, in dessen Sprache und Witz verschiedenartige Elemente eingeschmolzen und zu einer unverwechselbaren Mischung amalgamiert sind.

„Mit ’n jewissen Aweck“: Französische Prägungen

Dass die Einflüsse des Französischen auf die Berliner Sprache bedeutsam sind, verwundert nicht, machten doch um 1700 die hu-

genottischen Refugiés ein Sechstel, zeitweilig sogar ein Viertel der Stadtbevölkerung Berlins aus. Doch steuerten die französischen Emigranten weniger französischen Esprit und Witz bei, sondern eher calvinistisches Arbeitsethos, oder, wie Fontane die Refugiés charakterisiert: „keine pariserischen, sondern puritanische Leute, steif, ernsthaft, ehrpußlig.“ Als dann etwa hundert Jahre später, um 1806, Berlin durch die Franzosen besetzt wurde, entstand der typische Berliner Witz mit seiner Angriffslust. Das Volk schaffte sich ein Ventil, um Zorn und Ärger abzureagieren, so, als befände sich der Berliner immer auf der Barrikade gegen unerwünschte, fremde Mächte.

En passant aufgeschnappte französische Wörter und Ausdrücke tauchten in der Berliner Sprache verballhornt wieder auf aus dem Bedürfnis heraus, das Unverständene, das Fremde als

Kein Gewinn für den Berliner Witz: Hugenotten vor dem Großen Kurfürsten, Farbdruck von Carl Röhling, 1900



Vertrautes in die eigene Sprache einzugemeinden. So wurde das französische Wort „baggage“ (Gepäck, Tross) zu „Bagasche“, eine abwertende Bezeichnung für Gesellschaft, Gesindel, Pack. Von „bleu mourant“ (blassblau) stammt der schöne Berolinismus „blümerant“ in der Bedeutung von unwohl und flau. Die sehr klobig und grob klingenden „Botten“ für Schuhe und Stiefel kommen von den französischen Schuhen, „botte“. Dass der Berliner „in die Bredullje geraten kann“, also in die Klemme, in Schwierigkeiten, verdankt er der französischen „Bredouille“, einem Ausdruck aus dem Tricktrackspiel. Etymologisches Vorbild für die „Buddel“ ist die „Bouteille“, für die „Budike“ die „Boutique“, für die „Bulette“ die „Boulette“, für die Berliner „Futterasche“, also die Esswaren, die „Fourage“. Vermutlich vom französischen „calembour“ (fauler Witz) abgeleitet ist der „Kalauer“, obwohl auch die Stadt Calau in der Niederlausitz ihr etymologisches Recht an diesem Begriff geltend macht. Aber ohne Frage ist der Berliner, der ja nicht auf den „Deez“ (von französisch „tête“), also nicht auf den Kopf gefallen ist, „auf dem Kiwief“, was sich von „qui vive“ (wer da?) herleitet. Gerne tut er alles „aus de Lamäng“, also mit Leichtigkeit, was sich von französisch „la main“ (Hand) herleitet, oder auch „mit’n gewissen Aweck“, also mit schwungvoller Eleganz, von französisch „avec“ (mit). Dieser tautologische, oder besser gesagt doppelt gemoppelte Ausdruck, „mit einem gewissen mit“, ist schon seit dem frühen 19. Jahrhundert belegt, als Straßenhändler, die auch Tabakwaren verkauften, Zigarren „mit avec du feu“, also wörtlich „mit mit Feuer“ ausriefen. Noch lieber allerdings betreibt der Berliner seine Geschäfte, seine Erledigungen „mit Schisslaweng“, wahlweise auch mit „Zislaweng“, also mit Schwung, mit einem geschickten Kniff, mit Pfiff, und er ist ganz niedergedrückt, wenn er zugeben muss, dass er „nich mehr den Zislaweng“ hat. Etymologisch steckt hinter diesem schwungvollen Wort entweder das französische „ainsi cela vint“ (so ging das vor sich) oder, zum Tempo passender, „c’est le vent“ (das ist der Wind). Gerne isst der Berliner, egal ob im „Restorang“ oder zu Hause, „’ne Stulle mit Lamberkäng“, also mit überstehenden bzw. herunterhängenden

Aufschnittscheiben, was sich von „lambrequin“ (Fensterbehang) herleitet. Dafür allerdings benötigt er „Asche“, Geld, die vom französischen „acheter“ (kaufen) herkommt, Geld, das manchmal auch „alle“ (von allé, ausgegangen) ist. Der Berliner, der sich, anstatt „Muckefuck“ (von „mocca faux“, falscher Mokka) zu trinken, gerne einen „uf de Lampe gießt“ (von „lamper“, in kräftigen Zügen trinken), und der es schätzt, wenn jemand „adrett“ (von „adroit“, geschickt) ist, mag den „Klamauk“ (von „clameur“, Geschrei), ist aber nicht gerne „mutterseelenallein“ (von „moi tout seul“, ich ganz allein). Wenn der Berliner rennt, dann „schest“ er – „schesen“ kommt von „Chaise“. Seine Toleranz drückt sich in der wunderbar tautologischen Wendung „jeder nach seinem chacun“ aus, also „jeder nach seinem jeder“ („chacun“ heißt „jeder“), eine Wendung, die im Sinne von „chacun à son gout“ (jeder nach seinem Geschmack) gebraucht wird. Zum Zeitvertreib, „so für paßerlantant“ (passer le temps) kann er beim Kartenspiel auf die Frage „Wer spielt aus?“ „Je!“ (ich) antworten, wahlweise auch „Moi je!“ (ich ich), oder noch besser „Moi je ickle!“ Wertlose Kleinigkeiten, Nippessachen, überhaupt alles Unnütze, also „Kinkerlitzken“ (von französisch „quincaillerie“) lehnt er ebenso ab wie Personen, die ein übermäßig gezieltes Verhalten an den Tag legen, die „etepetete“ sind, was sich lautmalerisch von „être peut-être“ (kann sein, vielleicht) herleitet, eine Wendung, die schon früh in den Berliner Straßensjargon eindrang. Eine Verballhornung des Französischen steckt auch im Wort „Fisimatenten“, das vor allem in der Warnung „mach keine Fisimatenten“ gebräuchlich ist. Vermutlich stammt die Wendung aus der Zeit der französischen Besetzung um 1806, als französische Soldaten Berliner Mädchen zu sich locken wollten mit den einladenden Worten „Visitez ma tente“ (Besuchen Sie mein Zelt), Besuche, vor denen besorgte Eltern ihre Töchter, die eben keine Fisimatenten machen sollten, warnten. Möglicherweise kommt der Ausdruck aber auch von der Ausrede von verspäteten Soldaten, die der Wache erklärten, dass sie eben ihre Tante besucht hätten: „Je viens de visiter ma tante“.



Was für eine geradezu kindliche Lust an eingestreuten französischen Wortpartikeln dem Berlinischen innewohnt, zeigt sich an Neubildungen wie Kleedage, Stellage, Kneipier, Schlappier, schikanös, sachtelang oder spendabel.

Sehr originell ist auch ein Kindervers, den Berliner Kinder in der französischen Kolonie aufschnappten und weiterentwickelten. Dieser Vers stellt ein schönes Beispiel für das lautmalerische Verschmelzen verschiedener Einflüsse dar. Die ersten vier Worte sind offenbar aus den französischen Zahlwörtern „un, deux, trois, quatre“ für eins, zwei, drei, vier entstanden:

Ong, dong, drie,
Katterlemmersee,
Lemmer si, lemmer so,
Die Kapelle Sanktimo,

Mit rosa Schleifchen am Hinterteil:
Napoleon zieht
1806 in Berlin ein.
Französische Farblithografie, ca. 1895

Sanktimo di Colibri,
Colibri de Tepperi,
Ong, dong, dree,
A ree!

Die Einflüsse des Französischen beschränken sich auf die teilweise witzigen sprachlichen Verformungen, die den Berliner Dialekt auf originelle Weise durchdringen, den Witz selber aber hat das Französische eher nicht tiefgreifend beeinflusst.

'n meschuggener Fisch: Jüdische Prägungen

Das sieht im Zusammenhang mit den Einflüssen des jüdischen Elements ganz anders aus. Nicht nur, dass die Berliner Sprache mit jiddischen Einsprengeln durchsetzt ist, auch hat der jüdische Witz in seiner intelligenten, scharfen, antithetischen Ausprägung stark auf den Berliner Witz eingewirkt. Nach einer Geschichte der Ansiedlungen und Vertreibungen der jüdischen Bevölkerung im Mittelalter wurde einigen jüdischen Familien ab 1671 die Ansiedlung in Berlin gestattet, ab 1750, vor allem aber im 19. Jahrhundert wuchs die jüdische Gemeinde sehr stark an und gelangte zu einer geistigen, wirtschaftlichen und kulturellen Blüte. Etliche Wendungen aus dem Jiddischen haben sich im Berliner Dialekt erhalten, so „dufte“ von hebräisch „tow“ (gut), „acheln“ für essen und „bedeppert“, also verzagt, eingeschüchtert, verwirrt von „dibbern“ (reden, sprechen), „malochen“ von hebräisch „malacha“ (Arbeit), „sich kabbeln“ von „kabal“ (zanken), „zocken“ von „sachek“ (spielen) und „Zoff“ von „Ssof“ (Schluss, Ende). Die charakteristische Berliner Wendung „aus Daffke“, also aus Trotz, rührt von „davko“ (gewiss, sicher) her. Immer noch gebräuchlich ist der Ausdruck „et zieht wie Hechtsuppe“, eine klangliche Angleichung an das hebräische Wort „hech supha“ für Sturmwind. Die sehr saloppe Bezeichnung des Berliners für die Freundin oder Frau, „Ische“, nimmt einfach das hebräische Wort „ischa“ (Frau) auf. Der „Bammel“ stammt von hebräisch „Baal“ und „ejma“ (Herr der Angst), das „Ausbaldowern“ von „Baal“ und „dewarim“ (Herr einer Sache) und das „Kaff“ von „kefar“

(Dorf). Auch eine ganze Reihe von missbilligenden Ausdrücken hat jüdische Wurzeln. So stammt das „Jeseiere“, also das unnötige Gejammer, von „gesera“ und der angeberische „Großkotz“ von „kozin“ (ein Reicher). Der „Kaffer“, also der Tölpel, leitet sich von „kapher“ (Bauer) her, die „Mischpoke“, die – eher pucklige – Verwandtschaft, hat ihren Ursprung in der „mischpacha“ (Familie), und das immer noch sehr gängige Wort „meschugge“ rührt von „meschuggo“ (verrückt, verdreht) her. Dieses Wort spielt auch in einem jüdischen Berliner Witz eine prominente Rolle:

„Papa, was is'n Wiedehopf?“

„Wiede – wat? Det is 'n meschuggener Fisch.“

„Aber hier steht doch: Er hüpfte von Ast zu Ast!“

„Da siehste, wie meschugge der Fisch is.“

Auch das seltsame, längst in die gesamtdeutsche Sprache eingegangene Wort „Moos“ für Geld stammt von hebräisch „Moo“ (Pfennig), der in der Pluralform zu „Moos“ (Geld) wird, so wie auch das Wort „Kies“ für Geld von „Kiss“ (Geldbeutel). Das Konto heißt auf Hebräisch „Pinkas“, wovon die „Pinke“ und der „feine Pinkel“ abgeleitet sind, und die „Pleite“ geht auf das hebräische Wort „pelita“ (bankrott) zurück. Der „Knast“ kommt von hebräisch „Knass“ (Strafe), die „Macke“ und das „Meckern“ von „Maka“ (Schlag) – jemand, der meckert, ist also einer, der mit Wörtern um sich schlägt. Wunderbar tautologisch ist die Wendung „frech wie Oskar“ von „ossok“ (frech). „Tinnef“ kommt von hebräisch „Tinuf“ (Dreck, schlechte Qualität) und der „Ramsch“ von „ramo“ (betrügen). Und die etwas salopp-abfällige Bezeichnung „Zosse“ oder „Zossen“ für ein altes oder klappriges Pferd stammt ganz einfach vom hebräischen Wort für Pferd, „Ssus“, bzw. für Stute „susa“.

Der jüdische Geist und der jüdische Witz mit seiner Freude an eleganten und pointierten Formulierungen, mit seiner widersprüchlichen Denkweise beeinflusste Berlin sehr, ja, er stimulierte überhaupt das intellektuelle Leben in Berlin. Der jüdische Witz ist ein tiefer, bitterer, scharfer Witz und enthält meistens eine religiöse, politische, soziale oder philosophische Kritik. Gleichzeitig

steckt er voll tiefer Weisheit. Er entstand durch die Jahrhunderte als Waffe eines waffen- und wehrlosen Volkes – in vielen Situationen konnten Juden überhaupt nur geistig und seelisch mithilfe des Witzes weiterleben. Das Unerträgliche wird durch den scharfen, paradoxen jüdischen Witz erträglich gemacht. In einer jüdischen Witzsammlung ist folgende selbstironische Anekdote vom Ende des 19. Jahrhunderts überliefert:

„Als die Hochflut des Antisemitismus in Berlin am stärksten ging, wurden von unbekannter – natürlich jüdischer – Hand auf der Straße Zettel verteilt, die aus Anlass der Repräsentanten-Wahlen zur jüdischen Gemeinde die Mahnung erhielten: ‚Wählt keinen Juden!‘“

Sigmund Freud erkannte hellsichtig, dass der Witz die „letzte Waffe des Wehrlosen ist.“ Die Schlagkraft der Waffe besteht in der Hoffnung, einen Missstand zu paralisieren, wenn man ihn erkannt hat und auslachen kann. Weiter schreibt Freud über die Fähigkeit zur Selbstironie: „Ich weiß übrigens nicht, ob es sonst noch häufig vorkommt, daß sich ein Volk in solchem Ausmaß über sein eigenes Wesen lustig macht.“ So auch in folgendem jüdischen Witz aus Berlin:

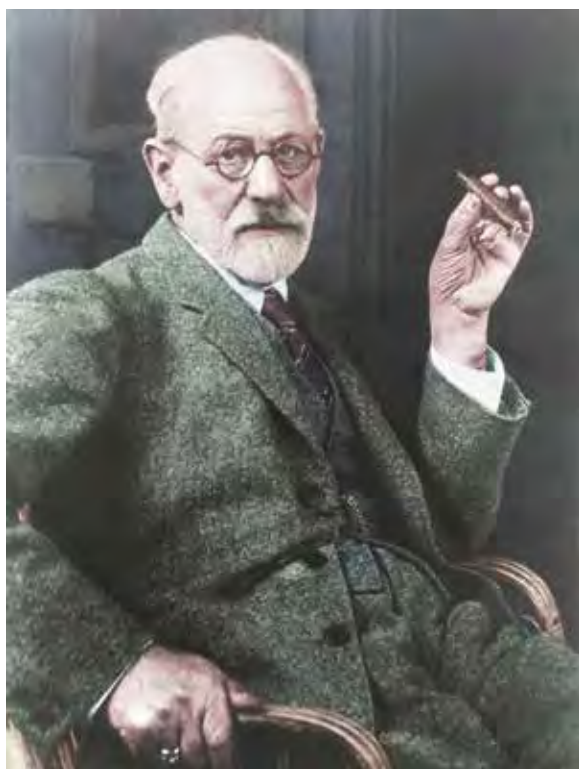
Bibelstunde.

Lehrer: Wie hießen die zwölf Apostel?

Goldbaum: Ruben, Simon, Josef, Lewi, Naftali, Ascher ...

Lehrer: falsch, falsch, hör schon auf. Markuse! was waren das für Namen, die

Konnte witzig sein: Sigmund Freud auf einem kolorierten Porträtfoto, 1926



der Goldbaum da aufgezählt hat?

Markuse: Das waren die Berliner Rechtsanwälte am Landgericht I.

Sehr schön ist auch die selbstironische Bezugnahme auf die Assimilation der Juden in einem jüdischen Witz aus der Zeit um 1900:

„Papa, wie alt muss denn einer werden, eh' er Jude wird?“ –

„Frag nicht so dumm; man ist das, was man ist, mit dem Alter hat das gar nichts zu tun.“

„Doch, Papa; ich bin doch zwölf Jahr und bin Christ; du bist fünfzig Jahr und bist auch noch Christ; aber Großpapa, der ist schon Jude!“

In dieser Zeit wurde übrigens wegen der häufigen Übertritte von Juden zum Christentum die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche selbstironisch in Anklang an das 1907 eröffnete KaDeWe auch als „Taufhaus des Westens“ bezeichnet.

Apropos Freud. Aus der Vorlesung eines Berliner Psychoanalytikers ist folgender jüdischer Witz überliefert:

Die Eltern haben ihren Sohn, mit dem es immer schwieriger wird, zum Psychoanalytiker geschickt. Nach seiner Rückkehr fragt die Mutter gespannt: ‚Nun, was hat er festgestellt?‘ Missmutig antwortet der junge Mann: ‚Er hat gesagt, ick hätt'n Ödipuskomplex.‘ ‚Ach, wat‘, sagt die Mutter, ‚Ödipus, Schnöddipus – det wird schon wieder. Hauptsache, du hast deine Mamma recht lieb.‘

Der jüdische Witz verspottet nur selten einzelne komische Eigenschaften des Menschen, vielmehr stellt er oft die gesamte menschliche Situation mit Schmerz und Bitterkeit infrage. Oder, wie Mark Twain es ausdrückt: „Die verborgene Quelle des Humors ist nicht Freude, sondern Kummer.“ Da die spezifische Mischung aus trockenem Skeptizismus, aus Selbstironie und Unverfrorenheit einen besonderen Ton erzeugt, der die Berliner Art sehr beeinflusste, konnte der Kulturhistoriker Hans Ostwald 1930 erstaunt schreiben:

Das Judentum brachte seine Lust zur Kritik, seine Lebhaftigkeit, seine Unruhe, seine Unternehmungslust hinzu. Ja, die

Juden haben vielleicht einen größeren Einfluß auf das Berlinertum ausgeübt als man ahnt.

Der ironische Berliner, verwöhnt durch originelle Witze und Repliken, kritisiert einen schlechten, ungelungenen Witz mit den Worten: „Na nu kitzel mir mal eener, det ick lachen kann.“ So, wie der Berliner in puncto Witzen nicht leicht zu beeindrucken ist, so heißt es gleichzeitig selbstironisch und selbstbewusst in einem jüdischen Vers:

E jüdischer Witz
Mit e jüddisch Akzent:
Was e Goi nischt versteht
Und e Jüd immer schon kennt.

Ick hab' keene Penunzen nich: Slawische Prägungen

Obwohl Berlin seit dem 19. Jahrhundert ein Anziehungspunkt für Arbeitsmigranten aus Polen und Russland war, auch für Kaschuben und Sorben, bleiben die Einflüsse aus den slawischen Sprachen auf das Berlinische überschaubar. Vom russischen Wort „droschki“ stammt die Droschke. Allgemein slawischen Ursprungs sind die Bezeichnungen „Pachulke“ für einen groben, unhöflichen, ungeschlachten Menschen, „Kamurke“ für eine kleine, elende Stube und „verbubanzen“ für verderben, verunstalten, Wörter, die man zu einem Satz von exotisch wirkendem Klangreichtum zusammenfügen kann: „Pachulke sitzt in seiner Kamurke und hat alles verbubanzt“. Die hetzende, antreibende Aufforderung „dalli“ oder „mach mal 'n bisschen dalli“ stammt vom polnischen „dalej“ (weiter, vorwärts). Und nicht nur die „Penunzen“ von „pieniądze“ (Geld) sind polnischen Ursprungs, sondern auch die „Kaleika“ von polnisch „kolejka“ (Reihenfolge), ein Wort, das im Berlinischen im Sinne von Spaß, Unfug – „det war vielleicht n' Kaleika!“ – und Aufhebens gebraucht wird oder eher wurde: „Mach deswejen nich jleich so' n Kaleika!“ Der sehr typische Berliner Ausdruck „det is mir pomade“, also gleichgültig, und das dazugehörige Adjektiv „pomadig“ für langsam, träge, egal, langweilig soll etymologisch nicht von dem gleichnamigen Haarfett aus dem Umkreis der Friseursalons herkommen, sondern

von polnisch „pomału“, langsam. Auch die doppelte Verneinung im Berlinischen, die in Wendungen wie „ick hab keen Jeld nich“ vorkommt, ist von den grammatikalischen Verneinungsgepflogenheiten des Slawischen beeinflusst.

Jeder zweite Berliner: Schlesische Einflüsse

Vor allem aber ist die schroffe und laute „Berliner Schnauze“, die sprachlich so originell und ansteckend kreativ ist, nicht ohne Herz und der Berliner Witz sicherlich nicht ohne Seele, schon deshalb nicht, „weil so viele Berliner aus Schlesien stammen“ (Herbert Schöffler). Historisch verbunden wurden Schlesien und Berlin mit der Eroberung Schlesiens durch Friedrich II. in den drei Schlesischen Kriegen zwischen 1740 und 1763. Ab jetzt wurde Schlesien von der süddeutsch-katholischen Provinz Österreichs zu einem Bestandteil des norddeutsch-protestantischen Königreichs Preußen umgepolt und Schlesien wandelte sich zu einer straff verwalteten Musterprovinz. Im Zuge der immer stärker einsetzenden Industrialisierung war die Arbeitsmigration nach Berlin enorm. 1846 schreibt der Publizist Friedrich Saß über die Lage der ausgebeuteten schlesischen Arbeiter in Berlin:

Die „gutmütige, heitere Natur (der armen Schlesier) bricht selbst in ihrem Elende hervor, und in ihrem Gesichte entdeckt man niemals jene schrecklichen Züge, welche uns aus dem Gesichte eines vollendeten Berliner Proletariers entgegenstarren. (...) Der Berliner Proletarier hat für den armen Schlesier Spott und Verachtung, und es pflegt häufig zu ernstlichen Kollisionen zu kommen.“

Nachdem Berlin 1871 Hauptstadt des deutschen Kaiserreichs geworden war, wurde Schlesien mit seinen fünf Millionen Einwohnern eines der wichtigsten Einzugsgebiete der Metropole. In dieser Zeit entstanden auch die Arbeiterviertel um den Schlesischen Bahnhof und das Schlesische Tor herum. Ebenfalls aus dieser Zeit stammt der Spruch „Jeder zweite Berliner ist ein Schlesier“ – wenngleich das statistisch gesehen wohl übertrieben war. In Wirklichkeit stammte etwa jeder vierte Berliner aus Schlesien.



Gruppenbild vor einer Fabrik in Mitte mit zwei bis drei Schlesiern – statistisch gesehen.

Wie Friedrich Saß schrieb, waren die Schlesier, sogar unter ärmlichsten Lebensbedingungen, von heiterer Art. Hauptmerkmale der aus Schlesien stammenden Witze, die auch den Berliner Witz enorm beeinflusst haben, sind Sprachspielereien und das Wörtlichnehmen der Sprache. Es ist durchaus möglich, dass die Randlage Schlesiens und damit verbunden verschiedene sprachliche Einflüsse, vor allem das Slawische, der Grund dafür sind, dass im schlesischen Witz der Sprachwitz eine besondere Rolle spielt – ist doch die Sprachgrenze zwischen deutsch und polnisch eine der schwierigsten und unüberwindlichsten in Europa. Fest steht jedenfalls, dass der schlesische Witz ohne semantische Verdrehungen und Verschiebungen nicht zu denken ist. Den nieder-schlesischen Witz, in dem Bauern und Dorf- sowie Kleinstadthonoratioren im Mittelpunkt stehen, zeichnet einen Hang zu starker Übertreibung, Respektlosigkeit und vertrackter Schlitzohrigkeit

aus. Es ist noch nicht der knapp pointierte, scharfe Großstadtwitz, aber manch ein Breslauer Witz liegt sehr direkt auf dem Weg zum Berliner Witz, dass man das zugespitzte Wort, jeder zweite Berliner stamme aus Breslau, gern glaubt.

Auf der langen Strecke Berlin-Wien rufen drei Schaffner die schlesische Station Birawa aus. Birawa ruft der erste, Birawa ruft der zweite, Birawá ruft der dritte Schaffner, sodass der Reisende, der in Birawa aussteigt, sich verwirrt an den Bahnhofsvorsteher wendet und ihn fragt, wie denn der Name nun richtig ausgesprochen werde. Daraufhin antwortet dieser, er selbst wisse es auch nicht genau, aber der verehrte Herr Reisende könne sich gerne in diese Richtung wenden, nach zwei Kilometern käme dann im Wald eine Fabrik, dort könne man ihm sicherlich weiterhelfen, das sei nämlich eine Betonfabrik.

Und eine bekannte Scherzfrage lautete in Schlesien: Was ist größer? Messer oder Gabel? Antwort: Die Oder! Ebenso konnte es vorkommen, dass ein Bauer, der in einem schlesischen Dorf von einem Parteigenossen mit den Worten „Heil Hitler!“ begrüßt wurde, diesem gelassen antwortete: „Heil du ihn!“ Und nicht nur der Breslauer Volksschullehrer, der gerne trank, nahm die Sprache beim Wort, wenn er die Frage nach seinem Beruf mit den Worten beantwortete: „Am Tage bin ich Lehrer, abends aber voller!“ Auch der Reisende am Breslauer Hauptbahnhof tat desgleichen, wenn er auf die Heiße-Wiener-Rufe eines Würstchenverkäufers wütend aus seinem Abteilfenster schrie: „Will nicht wissen, wie Sie heißen!“ Dazu passt auch eine Anekdote über den Maler Adolf Menzel, der klassischerweise aus Breslau nach Berlin kam. Menzel hatte sich in einer Ausstellung sehr abfällig über ein Bild geäußert, als der gekränkte Maler herbeistürzte und „Flegel!“ schrie. „Freut mich sehr“, versetzte der Meister, „Ihren Namen kennenzulernen, der meine ist Menzel.“ Und Christoph, ein Eulenspiegel-Original aus der schlesischen Stadt Ratibor um 1925, ging in eine Bäckerei, griff nach einem Brot und begann zu essen. Auf das empörte Eingreifen der Bäckerfrau erwiderte er gelassen, er habe sich nur an die Aufforderung gehalten, denn da stünde ja „Komm-iß-Brot“!

Und einmal hingen in Ratibor Zettel aus, auf denen zu lesen war: Heute um Mitternacht wird die Oderbrücke gesprengt. Als dann gegen Mitternacht Polizei und Feuerwehr anrückten, sahen sie Christoph, der zwei Gießkannen in der Hand hielt und die Oderbrücke mit Wasser begoss.

Diese Kostproben der aus Schlesien überlieferten Witze zeigen eine große Lust an Sprachspielerei, die vermutlich aus der Grenzlandsituation heraus auf sprachliche Doppelbödigkeit fixiert ist und den Berliner Witz sehr prägte.

Teekesselchen und die wörtlich genommene Sprache

Von Schlesien beeinflusst ist sicherlich die Neigung des Berliner Witzes, die Sprache beim Wort zu nehmen und mit Homonymen, also gleichklingenden Wörtern zu spielen. So kann der Berliner in sehr origineller Weise Prügel androhen: „Du krichst eene vor'n Bahnhof, detta sämliche Jesichtszüje entgleisen.“ Ein Töpfer, der mit der Doppelbedeutung des Wortes „Ton“ spielt, nimmt das Banausentum in Berlin auf die Schippe, wenn er von Musikern spricht, „wat halbe Kollejen von mir sind, indem sie doch ooch wie die Töpfer in Ton machen“. Hier klingt sogar der historische Stadtslogan für die schlesische Töpferstadt Bunzlau als „Stadt des guten Tons“ an.

Dem Teekesselchen „begleiten“ gelingt es, den Befehlston eines Polizisten auszuhebeln und antithetisch umzudrehen:

Wissen Sie nicht, daß hier das Spielen auf der Straße verboten ist? Sie müssen mich begleiten! Leiermann: „Mit dem jrößten Vajnijen. Wat woll'n Se singen, Herr Wachtmeesta?“

Von einer absurd-witzigen Bedeutungsverschiebung bei gleichklingendem Wort lebt dieser Vers:

**Berlin ist musikalisch,
Das ist kein leerer Wahn,
Es sank(g) vor ein'gen Tagen
Sogar ein Äppelkahn.**

Das Ausreizen von Homonymen, das absichtliche Falschverstehen, die widersprüchliche Volte, überhaupt alle geistreichen



Berliner Gören,
gesehen von
Heinrich Zille, 1905

Wortspiele sind ein Hauptvergnügen des Berliners, der sein Gegenüber mit seiner blitzschnellen sprachlichen Kombinationsgabe stark verblüffen und überrumpeln möchte. Konstatiert jemand, „ick hab zu meine Frau jesacht, se kann ruhig mitkommen“, so muss er sich darauf gefasst machen, dass sein Gegenüber antwortet: „Se kann ooch laut mitkommen.“

Tritt ein Mann in der U-Bahn einer Berlinerin aus Versehen auf den Fuß, so kann diese freundlich sagen: „Das war wohl heute Ihr erster Auftritt?“

Mit der dialektalen Eigenart des Berlinischen – aus „er kriegt“ wird „er kricht“, was wiederum „er kriecht“ ähnelt – spielt dieser Dialog, in dem ein Mann, der eine Kneipe betritt, fragt: „Kricht man hier Rum?“ Die Antwort des Wirts lautet knapp: „Nee, hier setzt man sich.“

Schon die Berliner „Jören“ lauerten immerzu auf ein Opfer, das sie mit Wortspielen mundtot machen konnten. So bekam der harmlose Fremde auf seine Frage „sag mal, wo ist hier das Kreis-krankenhaus?“ von einem Berliner Jungen zur Antwort: „Kreis-krankenhaus? Ham wa nich. Unseret is viereckig. Wat Sie mein, is de Jasanstalt.“

Wortspiele können auch zu eleganten Waffen werden, um sich vor Zumutungen zu schützen, wie jener Schaffner, der auf diese Weise die Beschwerde eines mäkelnden Berliner Fahrgastes abzuwehren wusste: „Sie! Kondukteur, hier drückt man sich ja die Knochen entzwee; die Banke is so hart!“ „Warten Se eenen Oogenblick, wir kommen jleich an 'ne Weiche.“

Zu blitzschnellem Umschalten zwingt dieses intelligente Sprachspiel: „Was versteht man unter einer Bahnunterführung?“ „Wenn jrade 'n Zuch drüba fährt – keen Wort!“

Auch der Vater, der mit seinem Sohn morgens in den Zoo geht, wo es noch ganz leer ist, jongliert mit der Doppelbödigkeit der Sprache: „Papa“, fragt der kleine Junge, „warum macht denn der Geier so'n dämlichet Jesicht?“ „Weil keen Aas da ist!“

Eine gelungene schlesisch-berlinische Symbiose transportiert ein Witz, der mit dem spielerischen Wörtlichnehmen der Sprache durchaus auch vors Schienbein treten kann. So fragt ein Vater, der seinem Sohn dessen sehnlichsten Wunsch nach einem Äffchen erfüllen möchte, den Portier des KaDeWe: „Führen Sie Affen?“ „Tut mir leid. Ick kann von meinem Platz nicht fort.“

Dass der Berliner Witz mit seinen Wortspielen nicht tot ist, zeigte sich neulich in der Reaktion eines Fahrgastes auf die Lautsprecherdurchsage auf dem U-Bahnsteig „Bitte benutzen Sie alle Türen!“ Da war nämlich zu hören: „Der is jut! Ick bin froh, wenn ick eene schaffe!“

Linksanwalt und Wanderflegel – Sprachspiele

Die Lust an parodistischen Sprachspielen, die, historisch in Schlesien sehr verbreitet, dann in Berlin auf äußerst fruchtbaren Boden fielen, haben eine Fülle von Verballhornungen, von kritischen, respektlosen, entlarvenden Wendungen hervorgebracht. Manche Wendungen gehen einfach auf Spielfreude ohne tieferen Sinn zurück, oder der Sinn besteht darin, das Gewohnte zu durchbrechen, aufzubrechen, durcheinanderzuschütteln und damit zu unterlaufen. So kann aus der Butterstulle die „Stutterbulle“ werden, aus der ganzen Familie „die ganze Vanille“, aus bitte

schön „schütte been“, aus fotografieren „fotografümfen“, aus dem Unterschied der „Schiedunter“, aus beispielsweise „bleistiftsweise“ und aus dem Klavier das „Klafünf“. Abwehr von Gefühl und Konvention zeigt sich in der Verformung von „herzliches Beileid“ zu „herzliches Beinkleid“. Durch Sprachspielereien gelingt es dem Berliner auch, Kritik und respektlose Unterstellungen zu formulieren, wenn der Rechtsanwalt zum „Linksanwalt“ mutiert, die Singakademie zur „Singepidemie“, die Elektrische zur „Epileptischen“ und die Influenza zur „Infaulenza“. Nicht au contraire, sondern „au controlör“ werden die Wandervogel als „Wanderflegel“ bezeichnet, wird der Kultusminister zum „Ulkusminister“ und die Marseillaise zur „Majonaise“. Sehr schön sind auch die umgestalteten Abschiedsformeln „Auf, lass uns brechen“ anstatt „Lass uns aufbrechen“, und anstelle von „Leben Sie wohl“ der rätselhaft-herausfordernde Wunsch „Leben Se so wohl als auch“.

Wanzen und Kolibris – niedrig trifft hoch

Sehr typisch für Berlin ist die parodistische Mischung aus hoher, gewählter und niedriger Sprache. Vermutlich stammt diese Neigung aus der preußischen Obrigkeitshörigkeit, die jedoch als Zwang empfunden wurde, sodass der witzige Zusammenprall verschiedener Sprachebenen als entlastendes Ventil fungieren konnte. Diese Zusammenziehung kann auch in einem einzigen Wort vonstatten gehen wie in „Wuppdizität“ für Geschwindigkeit, Schnelligkeit, ein Wort, in dem das „Wupp“ sehr salopp, die „dizität“ sehr wissenschaftlich daherkommt. Ähnlich ist es mit dem „Ahnismus“ für Ahnung, im Sinne von „ick hab so'n Ahnismus, dettet schiefejt“. Auch der Ausdruck „anjeäthert“ versucht, den Zustand der Betrunkenheit mithilfe des Betäubungsmittels für medizinische Operationen aufzuwerten. Die französische Endsilbe stellt in „pechös“ (unglücklich, misslich) oder „schauderös“ (schauderhaft) eine bewusste Parodie dar, sozusagen die Parodie des abgespreizten kleinen Fingers. Schon bei Glaßbrenner findet sich der Zusammenprall von Hohem und Niedrigem in Wendungen wie „du wirst dir jleich eine Backpfeife aneijnen!“,

ein Zusammenprall, der auch im mahnenden Ausruf „klavier dir nich so uff!“ (zieh dich nicht so auffällig und geschmacklos an), in der „Zanktippe“ (statt Xanthippe), in „alligatorisch“ (statt allegorisch) und im tautologischen Ausdruck „det konträre Jejendeel“ enthalten ist. Der Spruch „der Zahlende jeruht, sich von seine juten Jroschen zu entfremden“ persifliert den gewählten Ton meisterhaft. Wenn der Berliner in früheren Zeiten hochdeutsch, also gewählt schreiben musste, wie beispielsweise ans Wohnungsamt, so trieben die krampfhaften Bemühungen um eine hohe, obrigkeitstaugliche Sprache wunderbare Stilblüten: „Dieses Zimmer ist nicht nur gesundheitsschädlich, sondern es untergräbt auch die gute Sitte meines achtjährigen Jungen.“ Oder: „Besonders der Umstand, daß meine Schwiegermutter gestorben ist, erheischt dringend Abhilfe.“ Schon bei Glaßbrenner um 1830 finden sich in der schriftlichen Liebeserklärung eines Kutschers an ein Dienst-



Einer Berliner Marktfrau konnte man kein X für ein U vormachen! Holzstich von Franz Jüttner, um 1890

mädchen geschraubte, unfreiwillig komische Formulierungen, mit denen er nur ausdrücken will, dass er sein finanzielles Auskommen hat und sie deshalb ihre Stellung aufgeben kann:

Worum soll ich es Ihnen länger verhöhlen (verhehlen), liebe Mamsell. (...) Es muß Ihnen doch auch dran gelegen sein, in andere Umstände zu kommen. (...) (denn) ich habe meine Notdurft.

Ebenfalls lässt Glaßbrenner im Brief eines Berliner Schustergesellen an seinen Freund die schwankenden Sprachebenen aneinanderstoßen: „Denn werd mir janz schwabbelich um't Herze. (...) Mir jeht et hier pansabel; dir ooch?“

Auch etliche Berliner Witze spielen aus dem Bedürfnis heraus, sich in der unterlegenen Position schadlos zu halten, mit der Parodie des Höheren, des angeblich Besseren, das dadurch dem Spott preisgegeben wird. So sagt eine nörgelfreudige Dame zu einer Berliner Marktfrau: „Nein, diesen Hasen möchte ich auch nicht, aber nein! Der hat mir zu viele Schrotkörner!“ Marktfrau: „Na, denn nimmse den. Der hat sich die Pulsadern uffjeschnitten.“

Ebenso schlagfertig reagiert die Wirtin auf die Beschwerde ihres Untermieters, der sich ereifert: „Das ist ja unglaublich. Es sind ja Wanzen im Zimmer!“ „Rejen Se sich man bloß nich uff. Wat valangen Se denn for Ihre paar Piepen? Vielleicht Kolibris?“

Eine Reihe von Witzen nimmt die Unbildung einer Respektperson, hier des Vaters, aufs Korn: „Vater, weeßt du, wo die Karpanten sind?“ „Nee, frag Muttern, die räumt ja immer allet weg.“ Oder sie spießen die Aufgeblasenheit einer ungebildeten Person auf, die sich an Fremdwörter heranwagt und sich an ihnen verhebt:

Wat soll ick Ihn' sagen, Frau Schulzen, mein Oller is plötzlich krank jeworden. Mitten in de Nacht mußten wir 'n Doktor insultieren, der ihm sofort in sein Krematorium mitnahm, und da werden ihm nun alle fünf Minuten kalte Komtessen uff 'n Bauch jelegt.

Der alte kalte Adel versehentlich auf dem Bauch des durchschnittlichen Berliners – hier triumphiert nicht nur der Zusammenstoß von hohen und niedrigen Welten, sondern auch die Selbstironie.

Det konträre Jejendeel und viel Lärm um Prügel

Immer wieder entzündet sich der Berliner Witz, die gewitzte Rede daran, dass ein Tatbestand mit seinem diametralen Gegenteil in Verbindung gebracht, also komplett verdreht wird. So ist eine schwatzhafte Person „verschwiegen wie ’ne Litfaßsäule“, so kann ein schweigsamer Mensch aufgefordert werden, dass er „doch nich sonnen Radau“ machen soll. Wenn der Berliner ausruft, „det is ja ne dolle Akustik hier“, dann meint er nicht etwa die Klangfülle in einem Konzertsaal, sondern einen sehr unangenehmen Gestank. Wenn er sich zu viel hinter die Binde gekippt hat, ist er nicht etwa angetrunken, sondern „anjenüchtert“. Indem er die Schwächen seiner Mitmenschen aufspießt, so den unsauberen Hemdkragen eines Passanten, so tut er das mit einem gewissen verdrehten Charme: „Du, Langer, jelejtlich musste den Schtehkragen ooch ma wieda teern lassen, da schimmat schon det Weiße durch!“

Die Redelust des Berliners zeigt sich in raumgreifenden Umschreibungen für einfache Sachverhalte, wenn er anstelle des Wortes „erklären“ „auseinanderposamentieren“ sagt, statt „begreifen“ „mir is der Knopp ufjejangen“, und wenn er einen Schwätzer mit den Worten „quatsch da lang, hier ist jeflastert“ abzuwehren versucht. Der verspielte Klangreichtum des Berlinischen drückt sich im Spruch „mang uns mang is eener mang, der mang uns mang nich mang jehört“ aus, ein Spruch, der vor Vergnügen an der eigenen Sprache nur so strotzt.

Vor allem aber zeigt sich die ungebremste Berliner Redelust in unglaublich vielen originellen Synonymen, für Geld, fürs Trinken und allem voran fürs Verprügeln. Dabei geht es vor allem um die verbale Drohgebärde, die abschrecken soll, die sich selbst behaupten will und die durch die überschäumende Übertreibung bereits den Sieg davonträgt, ohne die Fäuste zu gebrauchen. Hier als Kostprobe ein kleines Feuerwerk dieser brachialen Übertreibungen:

„Dir soll ick woll dezentralisieren?“

„Nummerier dir man de Knochen“

„Ick schmeiß dir an de Wand, dat de kleben bleibst und die

Mordkommission dir abkratzen muss“

„Stille biste, sonst jibt’s eens uff de Riebe, det deine Jurke denke soll, ihre Mutter is een Kürbis jewesen“

„Reich mir mal det Beil von de Kommode, ick wer den Kerl manen Scheitel ziehn!“

„Mensch, dir könnt ick stundenlang in die Fresse haun!“

„Hast woll lange nich dein eijnet Jeschrei jehört?“

„Dir nehm ick außenander un setz dir vakehrt wieda zusamm“

„Een Hieb, und du stehst in’t Hemde da, der zweite Schlag is Leichenschändung“

„Ick atme dir ein!“

„Ein Schlag und deine Neese sitzt hinten!“

„Hau dir selbst eene in de Fresse. Ick hab keene Zeit!“

„Dir hau ick noch mal so krumm und schief, det de in keenen Sarg passt!“

Schimpfkanonaden verraten einen opulenten Einfallsreichtum und besitzen die Magie, die Luft zu reinigen, sodass auf Handgreiflichkeiten meist verzichtet werden kann. Wenn es dann aber doch einmal zu einem Kneipenstreit kommt und einer dem anderen ein Auge ausschlägt, so kann der Betroffene kontern: „Wenn de det noch mal machst, kuck ick dir nich mehr an.“ Hier zeigt sich übrigens der Unterschied zum perfideren Wiener Witz: „Wannst net glei still bist, schlag i dir ein Auge aus, das andere laß i dir zum Weinen.“ Oder: „Wannst net glei still bist, schlag i dir die Zähne aus; einen laß i dir fürs Zahnweh.“ Wer es nicht bei Drohungen belässt, sondern wirklich zuschlägt, bekommt es schließlich mit der Polizei zu tun, diesem „blau gestrichenen Abführmittel“.

Falsch erwartet und grotesk übertrieben

Sehr beliebt ist auch das Spiel mit falschen Erwartungen, das gerne in eine Beleidigung mündet, die aber so geistreich verpackt wird, dass sogar der Beleidigte wider Willen sich ein Lächeln nicht verkneifen kann: „Se denken woll, ick bin so dumm, wie Sie aus-

Betrunkene sind immer für Scherze gut. Postkarte, um 1910



sehen?“ Oder, noch schlimmer: „Sie sind janich so dumm, wie Se aussehn, Se sind noch ville dümml!“ Auch bei der Parodie hergebrachter Redensarten ist der Berliner in seinem Element, wenn er „an den nimm dir ’n Bleistift“ sagt, „det jeht mir durch Mark und Pfennig“ oder „det schlägt dem Faß die Krone ins Jesicht“. Mit der Wendung „er hat nen schlimmen Finger am Fuß“ entlarvt er eine vorgetäuschte Krankheit. Das Spiel mit den falschen Erwartungen persifliert in nahezu genialer Weise folgender Witz, in dem der Pfarrer, der den erkrankten Biologielehrer vertritt, in der Biologiestunde die Frage stellt: „Was ist das? Es ist rot, hat einen buschigen Schwanz und hüpf von Ast zu Ast?“ Fritzchen meldet sich und sagt: „Na, ick würd ja uff’n Eichhörnchen tippen, aber wie ich Herrn Pfarrer kenne, wird es wohl unsa herzallerliebstes Jesulein sein.“

Gerne wird dem Berlinischen eine „hyperbolische Überkugelung“ nachgesagt. Hyperbeln sind sprachlich-imaginative Übertreibungen, die mit einer grotesken Phantasie einhergehen. Oft genügt es dem Berliner nicht zu sagen, daß jemand „nich so kicken“ soll, sondern er schwingt sich zu Ausdrücken auf wie „Sie

brauchen janich Ihre Schellfischhoogen so erstaunt uffzureißen“. Wird hinter einer großen, schlanken Dame hergeredet, „wenn die hinhaut, is se jleich zu Hause“, so heißt es von einem Glatzköpfigen, ihm „is der Kopp durch de Haare jewachsen“. Auffällig ist, dass bei diesen Übertreibungen oft das Eigentliche uneigentlich und das Uneigentliche eigentlich wird, wie auch im scherzhaften Arztbericht über eine Blutprobe nach einem Autounfall: „Die mir übersandte Probe Methylalkohol enthält schwache Spuren Menschenblut; was liegt vor?“

Der Grund für die Lust an Übertreibungen mag vom raschen Wachstum der Stadt Berlin vor allem im 19. Jahrhundert herkommen, von ihren Bodenpreisschwankungen und -steigerungen, von ihren unberechenbaren Konjunkturen. Immer wieder wurde Berlin zur Stadt der unbegrenzten Möglichkeiten, und im Fieber der Gründerjahre war es durchaus denkbar, dass das Unwahrscheinliche wahrscheinlich werden konnte. Wie dem auch sei – der Einfallsreichtum des Berliners ist unübertroffen. So wurde ein Geschäft, das wenig verkaufte, „Erbegräbnis“ genannt, O-Beine wurden als „Romanbeene“ bezeichnet, denn: „erst loofen sie zusammen, dann loofen sie auseinander, dann loofen sie wieder zusammen“, eine aufgetakelte Frau musste sich unfreundlich als „’n ollet Klawüster wie ’ne Vogelscheuche“ bezeichnen lassen, ein Radfahrer als „Chausseefloh“ oder wahlweise als „Chausseespinnne“. Schlechte Zigarren hießen entweder „Marke Erbkönig“ – erreicht den Hof mit Mühe und Not – oder „Marke Bahnwärter“ – bei jedem Zug raus (und kotzen). Die Hochbahn wurde gerne als „Bazillenkutsche“ verunglimpft, Lorbeerkränze als „Ruhmesgemüse“, ein langer dünner Mensch als „langes Gehopse“ oder als „vollgefressener Bindfaden“, der Kopf ganz allgemein als „morsche Gondel“ und der Friseur als „Lockenpriester“. Selterwasser bekam den schmeichelhaften Beinamen „Charitésekt“, und im Wald liegend gelassenes Stullenpapier wurde zu „Berliner Edelweiß“ aufgewertet. Jemand, der kein Nachtquartier mehr bekommt, legt sich „auf den Rücken und deckt sich mit dem Bauch zu“. Ein Trottel ist jemand, „den se woll mit de Bratfanne abjetrocknet ha’m“, so wie